

Beflügelte Phantasie

Man bedenke einmal folgendes: Ein Mann wie Friedrich Schiller hat in gut zwei Jahrzehnten ein dichterisches Riesenwerk getürmt, dessen Quadern er aus den verschiedenen Landschaften hergeholt hat. Die Jungfrau von Orléans schreitet über die blutgetränkten Schlachtfelder ihrer französischen Heimat; Maria Stuart, die gefangene Königin, beschwört Geist und Geister der schottischen Heide; die sizilische Landschaft ragt in die tragische Handlung der „Braut von Messina“ hinein; in der Schweiz hat der Dichter geistiges Heimatrecht erworben, weil sein „Tell“ gar nicht „schweizerischer“ sein konnte; im „Demetrius“-Fragment wird Land und Geist des europäischen Ostens ins Wort gebannt; in der Erzählung vom „Geisterseher“ gleiten die Gondeln durch Venedigs Kanäle – und dabei hat Schiller die Grenzen des damaligen Deutschen Reiches überhaupt nie überschritten! Man mag einwenden: er hat natürlich umfangreiche Vorstudien zu seinen Dramen betrieben, sich über die geographischen, geschichtlichen und folkloristischen Umstände der ihm unbekannten Länder möglichst gründlich unterrichtet; aber das allein erklärt noch nicht die souveräne Art, mit der er das sozusagen zuständige Lokalkolorit den verschiedenen Handlungen aufgesetzt hat – oft nur gewissermaßen al fresco, mit breiten Pinselstrichen, bisweilen aber auch mit die Einzelheiten sorglich nachzeichnendem Silberstift.

Man wird es freilich geradezu als ein Merkmal echten Dichtertums ansehen, wenn eine solche visionäre Erahnung fremder Landschaft sich im Werk niederschlägt. So mag es reizvoll erscheinen, einmal dem Flügelschlag dichterischer Phantasie an bestimmten Beispielen (und zwar an Werken schwäbischer Dichter) nachzuspüren. Wir werden dabei übrigens, um das vorwegzunehmen, öfters feststellen, daß auch die Phantasie nicht im quasi luftleeren Raum schwebt und wirkt, sondern häufig, wenn nicht in der Regel, mit von der Sehnsucht angetrieben wird: eben von der Vorstellungskraft beflogen, geht sie auf Wanderschaft. –

Wenn irgendein Dichter mit besonderer Inbrunst das „Land der Griechen mit der Seele suchte“, so Friedrich Hölderlin, lauterster Genius unseres Stammes. In vielen seiner Hymnen und Elegien, und in seinem Roman „Hyperion“, hat er sein Ideal mit sehnsgütig beschwörenden Visionen in seine Zeit einbezogen; sein ganzes dichterisches Werk lebt eigentlich vom Geist der Antike. Betreten aber hat sein Fuß niemals griechischen Boden. Hölderlin kommt geistig von Schiller her, der ja auch, besonders in seinen jungen Jahren, dem Bilde eines verklärten Hellas gehuldigt hat. Die griechische Mythologie, mit ihrer Fülle von Gestalten, ist für Schiller eine fast wirkliche Welt, in der er sozusagen zuhause ist, und die ihm gestattet, ein in allen Farben schimmerndes Pfauenrad von Gedanken und Gefühlen zu entfalten. Viele seiner berühmtesten Gedichte sind ganz aus griechischem Geist heraus empfunden und gestaltet.

Unseren lieben Freund Eduard Mörike hat Gottfried Keller einmal den „Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin“ genannt und damit seine Verwurzelung in der Antike gekennzeichnet. Auch Mörike ist nicht über die Schweiz und Niederbayern hinausgekommen, aber Geist und Seele waren dem Genius der Antike innig verhaftet – kein Zufall auch, daß er die klassischen Versmaße so geliebt hat. In manchen seiner Gedichte (wie etwa in „Nachtgesichte“) wird sein griechischer Wunschtraum lebendig.

Es ist eigentlich ein Jammer, daß über den meisten Werken von Christoph Martin Wieland der Staub des Zeiteastes doch zu dick lagert, um sie für unseren heutigen Geschmack noch recht zugänglich zu machen; denn der Bildungshorizont dieses Mannes war von einer beispiellosen Weite, auch seine eigentliche dichterische Kraft war nicht so viel schwächer als die der „großen“ Weimaraner, und nicht gleich sonst findet man bei einem deutschen Dichter solch scharmanter Witz, solche sprachliche Eleganz. Seine Stoffe hat er in den verschiedensten Zonen der Erde angesiedelt; er bewegt sich mit ihnen in Italien und Spanien und Frankreich und Griechenland und Schottland, in Ägypten, in Innenafrika, in Mexiko – und hat doch, wie Schiller und Mörike, den deutschen Kulturaum nie überschritten! Wer die 40 Bände seiner gesammelten Werke durchblättert, wird immer wieder freudig staunen, wie dieser Biberacher Pfarrerssohn dank einer wahrhaft schöpferischen Phantasie sich fremde Räume in aller Welt erobert! So tragen z. B. ganze Werke, wie sein umfangreicher Staatsroman „Der Goldene Spiegel“ u. a. morgenländisches Kostüm. Und nun muß natürlich der Name Wilhelm Hauff fallen! Er zaubert vor unsere Augen die arabische Wüste, die Gassen von Istanbul, Bazars und Harems von Bagdad, Scheiche und Sklaven der Türkei – lauter Landschaften und Figuren, die er selber ja auch nie gesehen hat. Man darf wohl sagen, daß, neben den Originalen von Tausend und einer Nacht, es seine Dichtung gewesen ist, die die Vorstellung vom Morgenland auf weite Sicht hin im deutschen Volke geprägt hat.

Auch Ludwig Uhland, den gelegentlich als nüchtern Verschrienen, müssen wir in unserem Zusammenhang erwähnen. Seine Balladen- und Romanzendichtung tummelt sich auf den verschiedensten Gefilden, die er nur aus Büchern kannte; besonders liebt er die spanischen und nordischen Stoffe.

Eine scheinbar so ganz in der schwäbischen Muttererde verwurzelte Dichterin wie Anna Schieber hat in ihrem Roman „Das große Angesicht“ eine Welt beschworen, die denkbar fern – und ihr offenbar innerlich ganz nahe war: ihre „Seele spannte weit ihre Flügel aus“ und entführte den Leser in die südamerikanische Steppe.

Nun haben wir noch ein Reich ausgespart, das die eigentliche und schönste Wunschtraum-Domäne aller Poeten ist: das Land Utopia! Mörikes „Orplid“ ist ein Symbol für eine solch utopische Traumwelt, die in eine längst mythisch gewordene Vergangenheit transponiert wird –

oder auch in eine ferne Zukunft, wie bei dem schwäbischen Bauerndichter Christian Wagner, der seinen Traum in einer seltsamen Mischung von altwürttembergischem Pietismus und indisch eingefärbtem Pantheismus spinnt. Er empfindet schmerzlich die „mangelnden Schwingen seines Madenleibes“ bei den „Schmetterlingsgedanken seiner Seele“.

Auch Hermann Hesse, der sich in vielen geistigen Räumen bewegt, dem die Wasser der heimatlichen Nagold wie des fernen Ganges uralte Weisheit zugeraunt haben, der ewig Umgetriebene und Heimatlose, flüchtet sich oft nach Utopien, nach einem „Goldenem Kreise“, wie es einmal in einem seiner Gedichte heißt – ewig ungestillte Sehnsucht nach einem besseren, einem höheren Leben. Bedenken wir nebenbei, daß sich in solchen „metaphysischen“ Erwartungen Dichtung und Religion ganz nahekommen.

Karl Fuß

Von drei Kapellen und dem „Ditzenheiligen“

Wer sich – auf einer Wanderung oder zu Hause – in die vorzüglichen Landkarten des Württ. Statistischen Landesamts im Maßstab 1 : 25 000 vertieft, der wird auf dem Blatt Waldburg dicht bei Hannofer in der Gemeinde Waldburg (10 km von Ravensburg entfernt) neben dem eine Kapelle bezeichnenden Kreuz zu seiner Überraschung das Wort „Hustenkapelle“ lesen. Wäre der Bearbeiter dieser Karte mit der vox populi noch mehr vertraut gewesen, so hätte er bei der Frankenberger Kapelle zwischen Siebratsreute und Waldburg das Wort „Grimmenkapelle“ und bei der Kapelle, die nicht weit vom Kreis Wangen, zwischen der Schleife (bei der Füglesmühle) und Maiertal liegt, das Wort „Aisenkapelle“ eintragen können. Denn es ist ein Dreigestirn von Kapellen im Umkreis von Waldburg, für die der Volksmund seine besonderen Bezeichnungen gefunden hat.

Was besagen diese drei Namen? – Die „Hustenkapelle“ ist ein kleines Gotteshaus, in dem der heilige Cassianus als Patron für an Husten Leidende verehrt wird, die „Grimmenkapelle“ ist dem hl. Erasmus als Schutzpatron bei Koliken (Grimmen) geweiht und in der „Aisenkapelle“ (im Volksmund Oisekäppele genannt) ist St. Rochus mit seiner Pestbeule als Helfer gegen Aisen (Furunkel) beheimatet.

Die „Hustenkapelle“

liegt nicht weit entfernt von der Kirche in Hannofer. Wie es zu dem Patronat Cassianus für Hustenkranke kam, ist nicht recht zu erklären, da die Passionsakten nichts enthalten, woraus es ersichtlich wird. Man weiß, daß Cassian die Kinder in Imola in der Grammatik unterrichtete, die heidnischen Klassiker auslegen sollte und dabei die Lehren Christi miteinflocht. Er wurde vor Gericht gestellt und gab sich als ein Lehrer zu erkennen, der den Kindern Jesum Christum, den Gekreuzigten, verkündete. Er wurde darauf auf Befehl des Richters von un-

dankbaren Schülern mit den eisernen Griffeln, womit er sie auf Wachs schreiben lehrte, gemartert. Er soll zur Zeit des Kaisers Julianus Apostata oder noch früher gelebt haben.

Und nun zur „Grimmenkapelle“

Sie liegt – das Landschaftsbild belebend – links an der steil ansteigenden Straße von Siebratsreute nach Waldburg. Das erschütternde Martyrertum des hl. Erasmus ist auf einem Ölgemälde aus dem Jahre 1748 in ziemlich primitiver Weise auf der linken Seite dargestellt: zwei Kriegsknechte winden dem Erasmus mit einer Haspel das blutige Gedärme aus dem Leib; ein erschreckender Anblick. Darunter stehen die Worte: „St. Erasmus fir das Grimen“. Zur Linken reitet St. Martinus auf einem Pferd, seinen Mantel mit dem Bettler teilend (darunter die Worte: „St. Martinus fir die Hab“) und zur Rechten wird St. Sebastianus von Pfeilen durchbohrt (darunter die Worte „St. Sebastianus fir alle Krankheiten“). Oben thront auf Wolken St. Apollonia mit der Zange (die Schutzheilige für Zahnschmerzen) und St. Rochus, von dem weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird. An der rechten Seitenwand hängt ein altes Ölgemälde St. Wendelin, den Schutzpatron der Hirten und Landleute, mit der Schippe in der Hand darstellend, inmitten einer Schar von Schafen, Kühen und Pferden. Von der hier dargestellten Marter des hl. Erasmus wird in den alten Heiligenakten nichts erwähnt. Vermutlich ist sie ein Zusatz späterer Legendisten. Echte Passionsakten über Erasmus konnten auch durch die Bollandisten in ihrem berühmten Werk Acta sanctorum nicht ermittelt werden. Doch weiß man, daß er Bischof einer Stadt des Antiochenischen Patriarchats war und im Jahr 303 zur Zeit des Kaisers Diokletian starb.

St. Rochus in der „Aisenkapelle“

Dreiviertel Stunden Wegs mögen es von der „Grimmenkapelle“ bis zur „Aisenkapelle“ sein. Ihre Lage ist besonders reizvoll. Die so lebendige Landschaft des Allgäus tut sich von ihr vor des Wanderers Augen auf. St. Rochus, der Schutzpatron für Pestkranke, wird in ihr verehrt. Dargestellt wird dieser sehr berühmte Heilige oft mit Pilgerstab, einem Hund neben sich, der im Maul ein Stück Brot trägt, und einer Pestbeule am Knie (St. Rochus mit em „Behle“, wie der Volksmund sagt). Wie das zu erklären ist, besagt die Legende. In Montpellier Mitte oder Ende des 13. Jahrhunderts geboren, opferte er sich auf einer Pilgerfahrt nach Rom in Aquapendente im Spital mit der Pflege der Pestkranken auf und erkrankte selbst. In der Wildnis, in die er sich flüchtete, brachte ihm ein Hund täglich ein Stück Brot zum Mahl. Aus der Pestbeule („eris in peste patronus“ steht auf einem Bild von Rubens, auf dem Rochus dargestellt ist) ist heute das Furunkel geworden. Dem aufmerksamen Beobachter werden ab und zu die Birkenreisigbesen vor oder in der Kapelle auffallen: Es ist ein Brauch, solche Besen unter Gebeten bei dem Heiligen